

Das Leben Jesu mit gegenwärtigen Augen aus den Evangelien gelesen

Wie lässt sich Jesus heute darstellen? Wie lässt sich mit heutigen Mitteln, in der uns vertrauten Welt, sein Leben, sein Tun, seine Lehre schildern, so dass es uns anspricht...?“ Die Künstlerin, deren Bilder sozusagen den Rahmen und das Modell auch für diesen Vortrag abgeben, versuchte diese Frage mit ihren Mitteln, mit den Mitteln der Photographie zu beantworten – so „als entdeckten wir alles zum ersten Mal“.

Um nichts anderes soll es auch in der folgenden Stunde gehen:

Was für ein Mensch zeigt sich uns, wenn wir *mit heutigen Augen* auf das Leben Jesu von Nazaret schauen – so als entdeckten wir alles zum ersten Mal?

Was für ein Mensch zeigt sich uns, wenn wir einmal von allem absehen, was der christliche Glaube in fast 2000 Jahren über diesen Jesus gedacht, gepredigt und gelehrt hat? Und wenn wir auch einmal all die Bilder, Begriffe und Wendungen aus unserem Kopf verbannen, mit deren Hilfe unsere *Bibelübersetzungen* uns eine ganz bestimmte Vorstellung vom Leben, Wollen und Wirken dieses Jesus eingeprägt haben?

Oder positiv gefragt: Was für ein Mensch war wohl dieser Jesus von Nazaret ursprünglich, wenn wir uns an das halten, was ein Johannes Markus, dessen Mutter in Jerusalem ein Haus besaß und der den Augenzeugen Petrus über lange Jahre hinweg begleitet hatte, in *seiner* Sprache – auf Griechisch also – nach dem Tod des Petrus als Erster aus dem Leben dieses Jesus von Nazaret für uns Spätere schriftlich festgehalten hat?

Die Antwort dürfte kaum weniger überraschend, anregend und vielleicht auch provozierend sein als es die Bilder dieser Ausstellung sind.

A

Das Erste, was wir aus dem Markus-Evangelium über Jesus erfahren, ist, dass er sich von Nazaret in Galiläa auf den Weg an den Jordan gemacht hatte, um sich von Johannes dem Täufer taufen zu lassen (1,9).

Schon dies allein verrät uns viel über diesen Jesus; denn er hätte sich gewiss nicht – anders als seine übrige Familie – an den Jordan hinab begeben, wenn er nicht der gleichen Überzeugung wie dieser Umkehrprediger gewesen wäre, der mitten in aller politischen und religiösen Geschäftigkeit aufstand und das Ende ankündigte:

„Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ (Mt 3,10)

Und dieser Jesus hätte sich gewiss nicht taufen lassen, hätte er geglaubt, es genügen die traditionellen Sünd- und Sühnopfer im Tempel, wenn Gottes Gericht einen verschonen sollte.

Jesus musste damals unserer menschlichen Geschichte nichts Gutes mehr zugetraut haben. Und auch von Gott konnte man – in seinen Augen – offensichtlich nur einen guten, neuen Anfang erwarten, wenn man sich zuerst unter Gottes Willen gebeugt und von allem Verkehrten in der eigenen Vergangenheit distanziert hatte. Dementsprechend handelte Jesus konsequent – ohne Rücksicht auf seine Familie, aber immerhin noch eingebettet in eine bestimmte Bewegung innerhalb seiner damaligen Gesellschaft.

Dann freilich scherte er aus!

Denn normalerweise gab es für diejenigen, die sich von Johannes hatten taufen lassen, nur zwei Möglichkeiten: Entweder kehrten sie in ihr bisheriges Leben und in ihren Beruf zurück, oder sie schlossen sich dem Schülerkreis an, der sich um Johannes den Täufer gebildet hatte.

Von Jesus freilich heißt es, dass er anschließend *in die Wüste* gegangen sei (1,12). Das war nicht normal!

Was aber könnte der Grund für dieses eigenartige Verhalten gewesen sein?

Nun, zwischen der Notiz von Jesu Taufe und Jesu Entschluss, in die Wüste zu gehen, berichtet das älteste Evangelium: „Und sofort während er aus dem Wasser hinaufstieg sah er die Himmel sich öffnen und den Geist wie eine Taube auf sich herabkommen. Und eine Stimme erging aus den Himmeln: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.“ (1,10)

Wie können wir dies verstehen? Was hatte sich da ereignet?

Wenn wir jetzt daran festhalten, Jesus von Nazaret *mit gegenwärtigen Augen* zu sehen, so „als entdeckten wir alles zum ersten Mal“; wenn wir uns also nicht einfach eine in der Bibelwissenschaft oder auch in der Dogmatik vorgefertigte Brille aufsetzen lassen, um durch sie das Geschilderte zu sehen und zu verstehen, dann könnte uns vielleicht zunächst einmal ein Bericht aus *unseren* Tagen weiterhelfen. Er findet sich in der neuesten Publikation eines (inzwischen emeritierten) Professors der Mathematik, die den Titel trägt: „An der Schwelle zum Jenseits“.

In diesem Buch schildert eine Frau, Mitte vierzig, die – geschieden - mit ihren beiden herangewachsenen Kindern in der Nähe von Stuttgart lebt, folgendes Erlebnis:

„Es war im März 1996 in München. An diesem Tag hat mich mein damaliger Freund zum Essen in ein Lokal eingeladen, das im Münchener Stadtteil Haar liegt. Auf dem Weg dorthin liegt eine kleine Kapelle, die mich von einiger Entfernung schon wie ein Magnet anzog. Dieser Sog wurde, je näher wir kamen, immer stärker, sodass ich nicht umhin kam, meinen Freund zu bitten, mit mir doch in diese Kapelle zu gehen. Wir waren kaum zwei Minuten drin, da bekam ich ein eigenartiges Gefühl, ich hatte den Drang, etwas aufschreiben zu müssen; doch wir hatten nichts dabei. Es wurde immer heller um mich herum (ich meine nicht die Helligkeit, die wir kennen, diese Helligkeit war weißer als Schnee), und ich wurde immer leichter. Dieses weiße Licht hat sich auf zwei wunderschöne, leuchtende Lichtwesen zentriert, die rechts und links neben mir standen und mich mit einer sanften und lieben Art aus meinem Körper geholt haben. Dabei war es mir, als ginge ein Schleier auf und ich konnte alles klar sehen; es war alles so wirklich, viel wirklicher als in diesem Leben.

Zur selben Zeit als ich meinen Körper verließ, fiel alles Schwere, Angst, Leid usw. von mir ab, ich empfand nur noch ein unbeschreiblich großes, beglückendes Gefühl der Liebe. Es war mir, als hätte mich jemand, der aus reiner, unendlicher Liebe besteht, empfangen und mich auf wundervollste Weise in diese Liebe eingehüllt. Ich sah meinen Körper von oben, dabei hatte ich das Gefühl, diesem entwachsen zu sein. Von den zwei Lichtwesen wurde ich weitergeführt, immer noch in unendlich viel Liebe gehüllt, durch einen tiefschwarzen Tunnel. Es dauerte eine Weile, bis ich am anderen Ende des Tunnels Licht und meine Großeltern sah.

So im Vorbeischweben sagten sie mir, dass sie nicht mich, sondern ihre Tochter abholen wollten; ich hätte noch ein bisschen was zu tun auf der Erde. Meine Großeltern sind weitergezogen und ich wurde weiter getragen in ein Farbenmeer, das so kraftvoll, so intensiv und doch so zart war – es kann nicht mit Worten gesagt werden, dafür gibt es keine Worte. Diese Farbenpracht ging auf, man kann es nur leicht angehaucht mit einer Rose vergleichen. Je weiter ich durch das Farbenmeer kam, desto stärker hatte ich das Gefühl, nach Hause zu kommen. Ich ging hindurch und verschmolz mit diesen Farben, und doch war ich größer und mächtiger (ich meine nicht, vom ‚Macht haben‘ her) als man es sich je vorstellen kann. Niemand kann es sich vorstellen, der es nicht selbst gesehen hat.

Mein Begleiter in der Kapelle bekam Angst, da ich so starr aussah, und klopfte auf mir herum. Im Sturzflug musste ich wieder in meinen Körper zurück, ich fühlte mich, als müsste man mich wie eine Ziehharmonika in diesen Körper hineinquetschen. Ich spürte viele Ketten um mich herum, so als wäre ich gefangen in meinem Körper, wobei dieses Gefühl nach ein paar Minuten wieder verschwand.

Während meiner Reise sah und fühlte ich den Sinn des Lebens und spürte, wo die Werte des Menschen liegen oder liegen sollten. Ab dieser Zeit hat sich meine Lebenseinstellung sehr geändert. Ich weiß, dass wir so viele unsichtbare Helfer haben, wenn wir es nur wollen, und danke Gott jeden Tag für dieses wunderbare Erlebnis und die vielen unsichtbaren Helfer.“ (S. 33f)

Nun mögen Sie vielleicht ein Doppeltes einwenden – zunächst einmal: diesen Bericht als Schlüssel zu Jesu Vision nach seiner Taufe herzunehmen, sei doch mehr als willkürlich. Doch dem ist keineswegs so – zumindest dann nicht, wenn wir folgendes Faktum ernst nehmen:

In einem europaweit einmaligen, mehrjährigen Forschungsprojekt wurde in den 90er Jahren unter Leitung des Soziologen Prof. Dr. Hubert Knoblauch – damals Konstanz, heute Zürich – eine repräsentative Umfrage nach sogenannten Nahtoderfahrungen in West- und Ostdeutschland durchgeführt. Zu diesem Zweck wandte sich die Untersuchung nicht von vornherein an Menschen, die entweder schwer verunglückt oder gar bereits klinisch tot waren oder wenigstens einen Herzstillstand erlebt hatten. Es wurden vielmehr nach einem statistisch errechneten Schema 2044 Menschen mittels einer Zufallsstichprobe aus der über 80 Millionen umfassenden Gesamtbevölkerung der BRD ausgewählt und interviewt.

Dabei zeigte sich nach einer kritischen Sichtung der Antworten als Erstes, dass 4,3 % der Befragten sicher waren, eine derartige Erfahrung gemacht zu haben. Das bedeutet: Wenn wir nicht in diesem *einem* Fall die Seriosität und Brauchbarkeit derartiger statistischer Erhebungen von vornherein ausschließen, dann können wir begründet davon ausgehen, dass etwa 3,3 Millionen Menschen in unserem Land eine sogenannte Nahtoderfahrung am eigenen Leib erlebt haben – und zwar ungefähr gleich viele Männer wie Frauen und unabhängig davon, welchem Glauben sie angehören und in welchem Teil der BRD sie leben.

Noch wichtiger aber war bei dieser Erhebung, dass die Betroffenen sich durch den Begriff „Nahtoderfahrung“ nicht hatten verleiten lassen. Sie brauchten keine medizinischen oder biologischen Gründe, um *für sich* zu wissen, dass sie sich am Ende, an der äußersten Grenze ihres Lebens befunden und eine Wirklichkeit wahrgenommen hatten, die uns normalerweise *unbewusst* bleibt. Sie hatten *erlebt*, was der Soziologe (!) Prof. Knoblauch als Fazit seiner Untersuchungen so formuliert:

„Dass Menschen Nahtoderfahrungen machen, scheint ein dem Menschen eigenes Vermögen zu sein – des Vermögens, eine transzendente Wirklichkeit wahrzunehmen, die anders ist als das, was unser Organismus an Reizen aufnimmt.

Dieses Vermögen scheint zum Wesen des Menschen zu gehören.“ (Hubert Knoblauch, Berichte aus dem Jenseits. Mythos und Realität der Nahtod-Erfahrung). Freiburg²1999, 193f)

Das aber bedeutet: Es ist nicht von vornherein unvernünftig, Jesu Vision *nach* der Taufe – jenes Erlebnis also, das ihn in die Wüste führte – als ein Transzendenzerlebnis zu verstehen.

Hier wartet nun freilich ein zweiter, sehr ernst zu nehmender Einwand von Seiten der Tiefenpsychologie. Denn ohne Zweifel lassen sich – wir mit ein „Mann vom Fach“, der Mediziner und Psychoanalytiker Prof. Henseler von unserer Tübinger Universität noch vor wenigen Tagen bei einem Besuch in einem freundschaftlichen Gespräch ausführlich erklärte - ; ohne Zweifel lassen sich derartige sogenannte Nahtoderfahrungen mit guten Gründen tiefenpsychologisch erklären. Bei derartigen Visionen könnte der oder die Betroffene durchaus irgendwelche bedrohliche Umstände im Sinn einer Wunschvorstellung bearbeiten. Es könnten hier nach Ausweis vieler konkreter Fälle Phantasien zu Hilfe gerufen worden sein, die ein bestimmtes Geschehen weniger bedrohlich machten bzw. zu einem (befreienden, erlösenden) Glücksgefühl führten – weshalb Prof. Henselers erste Bemerkung nach der Lektüre der Ihnen eben vorgetragenen Geschichte auch lautete: Man müsste wissen, was dieser Geschichte vorausgegangen war – etwa zwischen der Frau und ihrem Freund.

Eine derartige innerpsychische Deutung ist freilich – nach Prof. Henselers eigenen Worten – nun auch nicht unbedingt zwingend.

So meint beispielsweise ein anderer Gelehrter, Prof. Schröter-Kunhardt, in seinem Aufsatz „Nahtoderfahrungen aus psychiatrisch – neurologischer Sicht“ folgenden Schluss ziehen zu können:

„Tatsächlich verweisen die paranormalen Leistungen von Lebenden und Sterbenden und ihr vermehrtes Auftreten im Rahmen von religiösen Erlebnissen (im Sterben) selbst bei areligiösen Menschen auf einen Zeit- und Raum-abhängigen und somit unsterblichen Anteil der menschlichen Psyche. Die Nahtoderfahrungen bereiten die Psyche somit in einem letzten über das Gehirn vermittelten Akt auf ein Weiterleben eben dieser Seele in einem religiösen Jenseits vor.

Religiös-mystisches (NTE-)Erleben beruht dabei auf einer anhand der Nahtod- / Außer-Körper-Erfahrung nachgewiesenen biologisch angelegten Matrix, die durch keine Theorie hinwegklärt

werden kann und elementarer Bestandteil der menschlichen Psyche ist.“ (in: *H. Knoblauch / H.-G. Soeffner*, Todesnähe. Interdisziplinäre Zugänge zu einem außergewöhnlichen Phänomen. Konstanz 1999, 65 – 99,97).

Dass ich im Folgenden eher dieser zweiten Interpretation zuneige, hat weniger damit etwas zu tun, dass ich als Theologe an ein Jenseits glauben müsste. Vielmehr: Es hat sich in mir im Lauf der Zeit einfach mehr und mehr die Überzeugung verstärkt, dass die Wirklichkeit des Lebens nicht einfach an den Rändern unseres Kosmos endet, dass wir vielmehr von einer Wirklichkeit umgeben sind und getragen werden, die weiter und tiefer ist als die uns vertraute dreidimensionale Welt.

Deshalb scheint es mir nicht unvernünftig zu sein, mit derartigen Transzendenzerlebnissen zu rechnen (die wir fälschlicherweise und zu kurzatmig auch „Nahtoderlebnisse“ nennen).

Dafür spricht *im Leben Jesu* auch die nächste Beobachtung.

B

Wir sahen: Dass Jesus sich von Johannes hatte taufen lassen, wird nur verständlich, wenn Jesus wie Johannes – und anders als die Pharisäer und Sadduzäer – in allernächster Zeit Gottes Gericht erwartet und mit Gottes Zorn gerechnet hatte. Es muss also ein erschreckendes Gottesbild gewesen sein, das Jesus damals vor Augen gestanden war und bewegt hatte. Und dennoch kehrte er aus der Wüste nach Galiläa mit einer durch und durch positiven, frohen Botschaft zurück. Sie lautete:

„Die Zeit ist voll, das Reich Gottes ist da! Kehrt um und vertraut auf die frohe Botschaft!“ (Mk 1,15)

Was hatte in Jesus diesen grundlegenden Wechsel wohl bewirkt?

Sucht man hierfür eine Erklärung innerhalb der Jesus-Überlieferung, dann bietet sich am ehesten jenes Wort an, in dem Jesus selbst – ein einziges Mal – von einer persönlichen Vision spricht (und dieses Wort ist so eigenartig-unerfindlich, dass es selbst von der kritischsten Wissenschaft Jesus nicht abgesprochen wird). Es lautet: „Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen!“ (Lk 10,18)

Was war Jesus in diesem Bild bewusst geworden?

Wir verstehen dies sehr schnell, wenn wir daran denken, dass der Satan nach jüdischem Glauben – den Jesus ja teilte! – *kein gefallener Engel* war, dass er vielmehr als Gottes Geschöpf mit einer spezifischen Aufgabe in den Himmel gehörte. Seine *gottgewollte* Funktion war dort (nach damaligem jüdischem Glauben!) die des *Anklägers* (Ijob 1,6-12; Sach 3,1-4). Wenn der Satan nun aber vor allem der Ankläger war, dann machte diese Vision, die Jesus aufgrund eines erneuten, zweiten Transzendenzerlebnisses zuteil geworden war, Jesus etwas sehr Wichtiges einsichtig:

Derjenige, der bislang die Menschen nach Gottes Willen anzuklagen hatte, hat keinen Platz mehr *vor* Gott und damit auch keinen Einfluss mehr *auf* Gott. Gott ist nicht länger willens, sich von den Vergehen der Menschen beeinflussen zu lassen und den Menschen als Richter gegenüber zu treten. Das mochte bis zum Auftreten des Täufers noch so gewesen sein. Diese Vision war keine Kritik an Johannes dem Täufer. Nur – *jetzt* war es anders! In diesem Augenblick hatte sich Jesu Gottesbild grundlegend geändert.

Versucht man diesen von der Bibel gezeichneten Beginn von Jesu neuem Lebensabschnitt *mit gegenwärtigen Augen* zu sehen, könnte man ihn vielleicht folgendermaßen umschreiben:

Jesus hatte zunächst wie auch andere seiner Zeitgenossen der Geschichte seines Volkes keine positive Entwicklung mehr zugetraut. Man konnte sich – nüchtern betrachtet – nur noch auf einen radikalen Neuanfang einstellen und vorbereiten.

In dieser Bereitschaft, die sich nicht einfach mit der Gegenwart begnügte und arrangierte, widerfuhr Jesus ein doppeltes Transzendenzerlebnis, das ihm die tiefgreifende, umwerfende Gewissheit vermittelte: Die Wirklichkeit, die unserem Dasein Grund gibt und die auch das Ende unseres Lebens bestimmen und prägen wird, ist nicht zu fürchten, sondern verdient in ihrem unangefochtenen, reinen Wohlwollen unser aller Vertrauen.

C

Dass wir mit dieser Interpretation Jesus nichts Fremdes unterschieben, dass wir ihn damit vielmehr genau verstanden haben dürften – dafür spricht bereits die nächste unübersehbare und unbestreitbare Auffälligkeit in Jesu Verhalten – unbestreitbar deshalb, weil diese Besonderheit in Jesu Verhalten von den ersten Christen nicht erfunden und in Jesu Leben zurückprojiziert worden sein kann, da sie sie sehr schnell und sehr bewusst wieder aufgaben.

Also: Anders als die Jünger des Johannes und anders als die Pharisäer fastete Jesus mit seinen Jüngern nämlich *nicht!* Darauf angesprochen antwortete Jesus mit der Gegenfrage:

„Können denn ‚die Söhne des Brautgemachs‘ [d.h. die Freunde des Bräutigams, *nicht* die Hochzeitsgäste im allgemeinen, wie unsere Bibelübersetzungen gewöhnlich glauben lassen!] fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist?“ (Mk 2,19)

Wenn wir verstehen wollen, was Jesus damit wirklich meinte, müssen wir ein Doppeltes beachten: Wer war der Bräutigam? *Und*: Was war die Funktion der „Söhne des Brautgemachs“?

a) Wir sind es zwar gewohnt, in dem Bräutigam Jesus und in den „Söhnen des Brautgemachs“ Jesu Jünger zu sehen, doch so konnte Jesus sein Wort (und sein Verhalten) niemals gemeint haben. Das hätte niemand verstanden, da es für Israel nur *einen* Bräutigam gab: Jahwe selbst (Hos 2,18-25; Jes 62,5) – und *Er* hatte seinem Volk versprochen, es am Ende *in die Wüste* zu führen und sich ihm dann anzutruen: „Darum will ich selbst sie verlocken. Ich will sie in die Wüste hinausführen und sie umwerben...“

Ich traue mich dir an um den Brautpreis von Gerechtigkeit und Recht, von Liebe und Erbarmen,

Ich traue mich dir an um den Brautpreis meiner Treue: *Dann wirst du den Herrn erkennen.*“ (Hos 2,16.21f)

Wenn Jesus im Licht dieser Verheißung seine Gegenwart sah, dann war Jesus doch ganz offensichtlich der Überzeugung, Gott sei im wahrsten Sinn des Wortes auf dem Weg, sich mit seinem Volk zu vermählen (vgl. Mt 25,1ff: Auch in diesem Gleichnis war ursprünglich nicht Jesus der Bräutigam!).

b) Die sogenannten „Söhne des Brautgemachs“ aber waren *die Freunde* des Bräutigams. Sie hatten eine doppelte Funktion: Sie begleiteten den Bräutigam, wenn er die Braut vom Haus ihrer Eltern unter Musik und Paukenschlägen zu sich heimholte, und sie umringten zusammen mit dem Bräutigam die Sänfte der Braut.

Nehmen wir also das von Jesus gebrauchte Bild ernst, dann verstand Jesus sich und seine Jünger zunächst einmal als *Freunde des Bräutigams Jahwe*, der auf dem Weg war, die Geschichte mit seinem Volk in beglückender Weise zu vollenden.

Von hier aus fällt nun aber auch auf jenes Ereignis im Leben Jesu ein neues Licht, das uns in unseren Bibeln gewöhnlich als „Die Berufung der ersten Jünger“ (Mk 1,16-20) präsentiert wird und das wir ganz selbstverständlich mit der Tatsache in Verbindung bringen, dass Jesus *später* „zwölf machte“ (wie es Mk 3,14 wörtlich heißt), „damit sie mit ihm seien und er sie aussende, um zu verkünden und um Vollmacht zu haben, die Dämonen auszutreiben.“ (Mk 3,15)

Doch dieser Zusammenhang, den wir fraglos annehmen, war ursprünglich keineswegs gegeben – zumindest nicht, wenn wir den Text des Markus-Evangeliums beim Wort nehmen. Auffällig ist da nämlich zunächst einmal, dass Jesus zu Simon und Andreas keineswegs sagte: „Kommt her, folgt mir nach!“ (Mk 1,17: *Einheitsübersetzung*), sondern: „Auf, hinter mich!“

Damit hatte Jesus dem Simon und dem Andreas aber nicht mehr und nicht weniger zugerufen als einst Jonatan seinem Waffenträger zugerufen hatte, als er ihn aufforderte, ihm (im Angriff gegen die Philister) hinter her zu kommen: Geh hinter mir hinauf“ (1 Sam 14,12 LXX)

Und wenn es dann heißt: „Ich werde euch zu Menschenfischern machen“, dann sagte Jesus ihnen damit eigentlich nur, dass sie zukünftig Menschen „ans Land ziehen“, d.h. fangen und gewinnen sollten. Auch das klingt nicht sehr theologisch. Und deshalb übertreiben viele Übersetzungen auch, wenn sie diese ganze Geschichte mit den Worten beschließen: „und (sie) folgten Jesus nach“.

Auch hier heißt es eigentlich nur ganz profan: „und sie gingen weg hinter ihm her.“ (Mk 1,20)

Wenn wir beim biblischen Text bleiben, dann hatte Jesus ursprünglich keineswegs schon Jünger, sondern junge Männer gesucht, weil er zusammen mit ihnen *des Bräutigams Freunde* sein wollte. *Zusammen* würden sie von nun an Israels Bräutigam auf seinem Weg begleiten!

Ganz offensichtlich hatte sich Jesu *Zeitverständnis* durch jene beiden Transzendenzerlebnisse nicht verändert. Jesus rechnete noch immer wie Johannes der Täufer mit dem unmittelbaren Abschluss der Geschichte, d.h. mit dem Ende der Welt. Deshalb war auch *sein* erstes Wort: „Die Zeit ist voll!“, nur dass er, Jesus, dann nicht mehr fortfuhr: „Die Axt ist an die Wurzel der Bäume gelegt!“, sondern: „Das Reich Gottes ist da!“

Wenn wir verstehen wollen, was Jesus damit eigentlich meinte, müssen wir ein Doppeltes bedenken:

D

1. Mit der Botschaft „Das Reich Gottes ist da!“ griff Jesus eine Sehnsucht seiner Zeit auf, auf die wir wenigstens kurz etwas näher eingehen müssen, um mit unseren *gegenwärtigen Augen* wirklich das zu sehen, was Jesus bei dieser Botschaft vor Augen hatte.

Das *erwartete* Reich Gottes war für Jesu Zeitgenossen jene Lebenswirklichkeit, in der Gottes Wille und Weisung in allem und von allen beachtet wird, so dass all die positiven Möglichkeiten, die das Leben im Fortgang der Zeit mit sich bringt, nicht mehr kaputt gemacht, sondern stets realisiert werden. Oder anders ausgedrückt: Das Reich Gottes war in den Augen und in den Köpfen von Jesu Zeitgenossen die virtuelle heile Welt, die dort, wo sie realisiert wird, als *Gottes Reich* erlebt wird.

Mit seiner Botschaft „Das Reich Gottes ist da!“ behauptet Jesus also: Unsere Gegenwart taugt keineswegs (wie Johannes der Täufer meinte) nur noch zum Abbruch, vielmehr trägt unsere jeweilige Gegenwart immer schon die Möglichkeit in sich, jenes heile Gebilde zu werden, das (biblisch gesprochen) Gott bei seiner Schöpfung vor Augen hatte.

Wie lässt sich diese so plötzlich ganz andere Einschätzung der Gegenwart durch Jesus verstehen? Sie war ja noch die gleiche wie damals, als er sich von Nazaret aus auf den Weg an den Jordan gemacht hatte, um sich von Johannes taufen zu lassen? (Damit kommen wir zum zweiten Punkt!)

2. Gerhard Roth, Professor für Verhaltensphysiologie an der Universität Bremen, schreibt in seinem 2001 erschienenen Buch „*Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*“ zum Abschluss des Kapitels „*Verstand und Gefühle – wer beherrscht wen?*“ folgende in unserem Zusammenhang sehr wichtigen Sätze:

„Beiden Systemen (d.h. dem emotionalen und rationalen Bewertungssystem) zugeordnet ist das Aufmerksamkeitssystem, das unseren Blick unbewusst oder bewusst auf dasjenige lenkt, was für das Gehirn auffallend und wichtig erscheint. Diese Aufmerksamkeitssteuerung ist ein wichtiger Teil des Bewertungssystems, denn was wir nicht mit dem ‚Scheinwerfer‘ der Aufmerksamkeit erfassen, kann uns auch nicht stark bewegen. ‚Optimisten‘ – so zeigt die Forschung – finden keineswegs alles höchst positiv, was überhaupt passiert, sondern sie wenden ihre Aufmerksamkeit bevorzugt dem Positiven zu und beschäftigen sich damit ausdauernd. Ängstliche Menschen hingegen werden, wie wir gehört haben, magisch von den negativen Dingen in ihrer Umwelt angezogen. Beide haben also buchstäblich eine andere Sichtweise der Welt und ihrer eigenen Existenz.“ (S. 322)

E

Wenn wir mit diesem Wissen – also mit unseren „gegenwärtigen Augen“ – auf Jesus von Nazaret schauen, dann zeigt sich sowohl sein eigenes Verhalten als auch seine Botschaft in einem ganz neuen Licht.

Angerührt und durchdrungen von jenen beiden Transzendenzerlebnissen nach der Taufe und in der Wüste war Jesus zuinnerst überzeugt, dass in allernächster Zeit dank Gottes bedingungslosem Entgegenkommen jenes große Mahl bevorstehe, in dem Gott – bildlich gesprochen – mit Israel, seinem Volk, sich für immer vereinen und Hochzeit feiern werde. Jene Transzendenzerlebnisse machten aus dem Jesus, der wie Johannes der Täufer nur noch mit Pessimismus auf die Gegenwart

schauen konnte, einen Optimisten, den es von diesem Augenblick an dazu drängte, seinen Mitmenschen immer und immer wieder zuzurufen: „Kehrt um, macht doch nicht einfach so weiter wie bisher, und *vertraut* auf diese frohe Botschaft!“

Wir sollten uns hier nicht von unseren Bibelübersetzungen in die Irre führen lassen, die durchweg, aber gegen alle Regeln der griechischen Sprache und auch gegen den sonstigen durchgehenden Sprachgebrauch innerhalb des Neuen Testaments so übersetzen, als ob Jesus seinen Mitmenschen verkündigt habe: „*glaubt* an das Evangelium!“

Weder hier noch sonst (auch nicht Mk 9,14-20!) hatte Jesus von den Menschen den Glauben *an* etwas verlangt. Es war ihm immer nur um das *Vertrauen* seiner Mitmenschen gegangen. (Es wäre nicht schwer, ist aber aus Zeitgründen leider nicht möglich, dies beispielsweise an Jesu Gleichnissen zu zeigen.)

Aus diesem wohlthuenden und aufrichtenden Optimismus heraus begegnete Jesus dann auch seinen Mitmenschen in *ihren* Nöten – und wurde dadurch in vielen (keineswegs in allen!) Fällen für sie zum Wundertäter. (Auch hier verbietet es die Zeit, das weiter auszuführen und zu zeigen.) Freilich sollten wir uns hier vor einer fast unausrottbaren Fehldeutung hüten: Trotz seiner positiven Grundeinstellung und Zukunftserwartung hatte sich Jesus *niemals* von sich aus gezielt auf die Suche nach Kranken gemacht, um sie zu heilen, noch hatte er sich aus irgendwelchen sozialen Impulsen an die sozial Schwachen, an die „am Rande der Gesellschaft“ gewandt, noch hatte er von sich aus ein besonderes Sendungsbewusstsein den Frauen gegenüber. Was wir zu diesen Punkten in den Jesusdarstellungen der vergangenen drei, vier Jahrzehnte lesen konnten – und immer noch lesen - , ist reine Ideologie. (Gerne können wir uns in der nachfolgenden Aussprache darüber noch genauer unterhalten.)

Was Jesus *persönlich* wollte – neben der Verkündigung seiner frohen Botschaft - , zeigt am deutlichsten die Geschichte mit dem sogenannten reichen Jüngling. Sie kennen sie gewiss, aber ich möchte sie Ihnen, weil sie so wichtig ist, dennoch kurz vorlesen: „Als sich Jesus wieder auf den Weg machte, lief ein Man auf ihn zu, fiel vor ihm auf die Knie und fragte ihn: Guter Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen? Jesus antwortete: Was nennst du mich gut? Niemand ist gut außer Gott, dem Einen. Du kennst doch die Gebote: Du sollst nicht töten, du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst nicht falsch aussagen, du sollst keinen Raub begehen, ehre deinen Vater und deine Mutter!“ (Mk 10,17-19)

Wer all das tut, tut Gutes. Wer all das tut, gewinnt das ewige Leben. Damit war die Frage des Mannes beantwortet; er hätte also gehen können.

Es ist ganz wichtig, dass wir uns das klar machen: An diesem Punkt könnte unsere Geschichte abbrechen. Der Mann hatte erfahren, was er wissen wollte. Dass die Geschichte dennoch weiterging – das lag nicht an Jesus, so als ob ihm eingefallen wäre, ja noch etwas sehr Wichtiges vergessen zu haben. Es lag an dem Mann, dass das Gespräch weiterging, denn „er erwiderte Jesus: Meister, alle diese Gebote habe ich von Jugend an befolgt.“

Es ist, als ob der Mann auf Jesu Antwort hin einwenden wollte: „Ja ist das alles? Ich habe das Gefühl, dass mir noch etwas fehlt. Die Gebote tun – das füllt einen doch nicht aus! Das kann doch nicht schon alles sein!“

Da, in diesem Moment, veränderte sich Jesu Einstellung zu diesem Mann; denn genau und wörtlich übersetzt heißt es nun im Evangelium: „Jesus aber, nachdem er ihn angesehen hatte, begann ihn zu lieben und er sagte ihm: Eines mangelt dir. Auf, verkaufe, was du hast und gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir!“

(10,21)

Jesu Aufforderung an diesen Mann, alles zu verkaufen und ihm zu folgen – sie entsprang in diesem Fall unbestreitbar einer plötzlichen Gefühlsregung, sie war der spontane Ausdruck einer aufbrechenden Zuneigung: „nachdem er ihn angesehen hatte, *begann er ihn zu lieben*.“

So etwas wird nie mehr sonst und in keinem anderen Evangelium noch einmal von Jesus gesagt: „Er begann ihn zu lieben.“

Nur wenn wir dies mitempfinden, können wir die Enttäuschung ahnen, die Jesus überfallen haben musste, als dieser Mann dann doch traurig und betrübt wegging; „denn er hatte ein großes Vermögen.“ (10,22)

Und so, wie Jesu Einladung, doch mitzukommen, Ausdruck seiner Zuneigung war, so ist das Folgende nun der Ausdruck seiner tiefen Enttäuschung. Das, was nun kommt, ist kein abgeklärter theologischer Lehrsatz, sondern da kommt eine starke, schmerzliche Enttäuschung zu Wort: „Da sah Jesus seine Jünger an und sagte zu ihnen: Wie schwer ist es für Menschen, die viel besitzen, in das Reich Gottes zu kommen... Ja, meine Kinder, wie schwer ist es, in das Reich Gottes zu kommen. Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes kommt.“ (Mk 10,23-25)

Hier spricht jemand, der einen möglichen und *erhofften* Freund verloren hatte! Hier spricht jemand, der durch und durch Mensch war. Denn eigentlich hätte Jesus ja wissen müssen, dass man das alles *so* auch nicht sagen konnte; denn schließlich waren in seiner Jüngerschar auch Frauen, die ihn und seine Jünger mit ihrem Vermögen, mit ihrem Reichtum unterstützten (Lk 8,1-3). Da hatten Reiche durchaus in das Reich Gottes gefunden. Aber das konnte Jesus in diesem Moment nicht trösten! Dieser junge Mann hatte nicht zu ihm und damit eben auch nicht in seine Gemeinschaft, in das Reich Gottes, gefunden.

Wir mögen uns seit frühester Zeit daran gewöhnt haben, die Menschen, die Jesus in besonderer Verbundenheit folgten, seine Jüngerinnen und Jünger zu nennen. Doch wenn wir genau darauf achten würden – was uns leider aus Zeitgründen ebenfalls nicht möglich ist; ich kann Sie hier nur um Ihr Vertrauen bitten oder Sie auf mein eben erschienenenes Jesusbuch verweisen – wenn wir also genau darauf achten, wie Jesus sich den Männern und Frauen gegenüber verhielt, die in einer besonders engen Gemeinschaft mit ihm lebten, und was er zu *ihnen* sagte, dann spricht nichts dafür, dass die Menschen in Jesu Augen seine Jünger (und Jüngerinnen) waren. Sie waren für ihn vielmehr diejenigen, mit denen er als „Freunde des Bräutigams“ die Wahrheit leben wollte, die er als das Geheimnis seiner Gegenwart erkannt hatte. Und sie waren für ihn diejenigen, in deren Gemeinschaft er allein die Wahrheit seines Evangeliums, die Gegenwart des Reiches Gottes, auch selbst erleben konnte.

Wir erschweren uns in unnötiger Weise den Zugang zu Jesus, wenn wir voraussetzen, Jesus habe deshalb Menschen als seine Jünger gewollt, weil er dabei irgendwelche tiefere Absichten oder theologische Ziele verfolgt habe – die Rettung der Verlorenen etwa oder die Wiederherstellung Israels als Zwölf-Stämme-Volk. Jesus verfolgte keine besonderen theologischen Ziele, mit denen man sich zwangsläufig solidarisieren müsste, wenn man sich auf Jesus und seine Botschaft einlassen möchte. Er wollte nur leben und erleben, was er verkündete: „Die Zeit ist voll, das Reich Gottes ist da! Kehrt um und vertraut auf das Evangelium!“ (Mk 1,15)

Hier liegt der eigentliche Grund, weshalb Jesus weder für die Wirtschaft noch für die Politik seines Volkes Interesse zeigte noch sich in die verschiedenen theologischen Schulen seiner Zeit und in deren gelehrte Diskussionen „einbringen“ wollte.

Jesus wollte schlicht und einfach nur *eines*: Er wollte mit *seinem* Kreis schon heute das Reich Gottes verwirklichen. Deshalb galten letztlich allein *diesem* Kreis seine ethischen Anweisungen – weshalb wir jedes Mal einen zwar gut gemeinten, aber dennoch verhängnisvollen Fehlversuch inszenieren, wenn wir aus Jesu Anweisungen Verhaltensregeln für das öffentliche Leben, für Politik und Wirtschaft abzuleiten versuchen. (Leider lässt sich auch das aus Zeitgründen nicht näher begründen und ausführen.)

F

Ich würde mich gerne zusammen mit Ihnen noch einem anderen Problem im Leben Jesu zuwenden, um dieses mit unseren *gegenwärtigen Augen* zu betrachten, weil es für uns heute von besonderer Bedeutung sein dürfte: *Weshalb scheiterte Jesus?* Weshalb endete er, der es doch so gut meinte, dennoch am Kreuz?

Auch hier sollten wir uns zunächst einmal an die Fakten halten und uns nicht sofort „fremde Brillen“ aufsetzen.

Es klingt banal, aber hier liegt der Schlüssel: Wäre Jesus nicht nach Jerusalem hinaufgezogen, wäre er nicht gekreuzigt worden!

Wir müssten also wissen, was es eigentlich gewesen war, was Jesus von Galiläa nach Jerusalem getrieben hatte...

Eines können wir mit Sicherheit sagen: Als Jesus zum letzten Mal nach Jerusalem hinauf zog, hatte er sich nicht auf den Weg gemacht, um als Pilger am bevorstehenden Osterfest teilzunehmen. Woher wir dies so genau wissen?

Nun, wir müssen uns nur einmal vor Augen halten, was zu den *wesentlichen* Aktivitäten eines Festpilgers zur Zeit Jesu gehörte. Darüber wissen wir aus den jüdischen Quellen genau Bescheid. Nur kümmern wir uns, leider, darum sehr selten.

Um den eigentlichen Tempel betreten zu dürfen, mussten sich alle von auswärts kommenden Pilger einem speziellen Reinigungsritus von sieben Tagen unterziehen. Zu ihm gehörte es, sich am dritten und siebten Tag mit Sühne-Wasser besprengen zu lassen. Dies hätte auch für Jesus und seine Begleiter gegolten, wenn sie sich als normale Festpilger verstanden und verhalten hätten. Und dann wären sie auch schon zu *Beginn* verpflichtet gewesen, ein Tauchbad zu nehmen, ehe sie den inneren (Frauen- und Israeliten-)Vorhof des Tempels betraten.

Aber auf all das enthalten die Evangelien nicht den geringsten Hinweis. Im Gegenteil! Markus, der älteste Zeuge, berichtet in seinem Evangelium nur nüchtern, kurz und knapp:

„Und er zog nach Jerusalem hinein in den Tempel. Nachdem er sich alles *angesehen* hatte, ging er spät am Abend mit den Zwölf nach Betanien hinaus.“ (Mk 11,11)

Es ist wohl kein Zufall, dass Matthäus diese Notiz später seinen judenchristlichen Lesern vorenthielt. Dass Jesus sich so profan im Tempel verhalten hatte, war keinem frommen Juden zu vermitteln.

Doch weshalb war Jesus dann nach Jerusalem hinaufgezogen, wenn er nicht als Pilger an der Festliturgie im Tempel teilnehmen wollte? Hier wird eine weitere Beobachtung bedeutsam:

Die zwei ersten Evangelien berichten im Zusammenhang mit Jesu Aufbruch nach Jerusalem nicht nur Jesu erste Leidensweissagung (Mk 8,31; Mt 16,21), sondern auch Jesu Jüngerbelehrung:

„Wenn einer hinter mir her folgen will, verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf [*nicht*: auf sich!] und folge mir!“ (Mk 8,34)

Wir sind es zwar gewohnt, das Wort von der Kreuzesnachfolge ganz allgemein auf die Nöte, Entbehrungen und Leiden der Jüngerschaft Jesu zu beziehen. Doch eben so konnten Jesu Hörer – vor Karfreitag! – dieses Wort nicht verstanden haben, da sowohl im Griechischen als auch im Hebräischen und Aramäischen zur Zeit Jesu eine derart übertragene Bedeutung der Wendung „sein Kreuz aufnehmen“ nicht bekannt war. Wer damals vom „Kreuz-Aufnehmen“ sprach, hatte jenen Akt vor Augen, bei dem ein Verurteilter das Kreuz am Beginn des Weges zur Hinrichtung aufnahm. Nun war die Kreuzigung aber keine jüdische Strafe, sondern die traditionelle Hinrichtungsart der Römer. Jesus musste also sehr stark mit der Hinrichtung *durch die Römer* gerechnet haben. Doch weshalb? Gewiss nicht, weil er hätte fürchten müssen, von den maßgebenden Leuten seiner Lehre wegen an die Römer ausgeliefert zu werden. Denn es war in seinem Volk nun einmal nicht üblich, einen Lehrer deshalb zum Tode zu verurteilen, weil er in seiner Auslegung der Tora von der herrschenden Meinung abwich. Das Schlimmste, das ihn von Seiten seines Volkes treffen konnte, war die Bannung. Infolgedessen musste Jesus nie fürchten, seiner Lehre wegen an die Römer ausgeliefert zu werden.

Doch weshalb hielt es Jesus dann für möglich, von den Römern hingerichtet zu werden? Wegen irgendwelcher politischer Aktionen gegen die Römer? Nach allem, was wir von Jesu wissen, hatte er nie an einen politischen Aufstand gedacht! Doch weshalb dann der Gedanke an die Kreuzigung? Es gab letztlich nur einen Fall, bei dem Jesus ernsthaft damit rechnen musste, in die Hände der Römer zu geraten: *Bei einer Aktion gegen den Tempel!* Denn der Aufruhr, der dabei wohl entstehen

würde, konnte in den Augen der Römer eine reale Gefahr darstellen (vgl. Apg 22,22-24). Da er diese Aktion aber nicht allein unternehmen würde, drohte auch denen die Hinrichtung, die ihn dabei begleiteten!

Schließlich fällt noch ein Drittes auf: Nach Markus, unserem ältesten Zeugen, muss Jesus seinen Jüngern auf dem Weg nach Jerusalem in einer derartigen Verfassung vorangeschritten sein, dass sie erschreckt wurden und sich fürchteten (Mk 10,32), und dennoch hatten zumindest die Zwölf offensichtlich Gründe, sich schon vorweg um die besten, einflussreichsten Plätze neben Jesus zu bewerben (Mk 10,35).

Was war es wohl gewesen, das Jesus so „wild entschlossen“ nach Jerusalem hinaufeilen ließ und was erwartete sein engster Kreis? Bereits der erste Tag nach Jesu Ankunft in Jerusalem gibt die Antwort.

Es begann am Tag, nachdem Jesus sich im Tempel alles angesehen hatte (Mk 11,11). Er hatte sich Zeit genommen, um sein weiteres Vorgehen zu überlegen – und es sah nun so aus: „Da kamen sie nach Jerusalem. Jesus ging in den Tempel und begann, die Händler und Käufer aus dem Tempel hinauszutreiben. Er stieß die Tische der Geldwechsler und die Stände der Taubenhändler um.“ (Mk 11,15f)

Damit hatte Jesus sich freilich nicht nur gegen irgendwelche Auswüchse im Tempel gewandt! Damit hatte Jesus vielmehr gezielt die Art und Weise attackiert, wie Israel offiziell seinen Glauben praktizierte; denn

a) der Jerusalemer Tempel war – wie alle antiken Tempel – zu keiner Zeit ein Ort bloßen Gebets gewesen. Von Beginn an wurden im ersten und im zweiten Tempel *Opfer* dargebracht. Sich den Tempel als Ort „bloßen Gebets“ vorzustellen, war auch noch im Judentum der Zeitenwende unmöglich. Deshalb gehörten auch in den Augen von Jesu Zeitgenossen Käufer und Verkäufer ganz wesentlich zum Tempel. Wer sie vertrieb, legte einen unaufgebbaren Teil des Gottesdienstes lahm.

b) Die Geldwechsler hatten am Rand des Vorhofs der Heiden einen sinnvollen Platz; denn sowohl die Tempelsteuer als auch die verschiedenen Opfergaben konnten nur in der sogenannten tyrischen Währung bezahlt werden. (Diese „tyrische Währung“ garantierte nicht nur Bildlosigkeit, sondern auch ein hochwertiges Silber!) Deshalb benötigten nicht nur die Juden aus der Diaspora, sondern auch die „Einheimischen“ die Dienste der Geldwechsler, wenn sie irgendeines der im Gesetz vorgeschriebenen und geregelten Opfer darbringen wollten.

In der Zeit vor dem Pessach-, dem Osterfest hatten die Geldwechsler aber auch noch eine zweite Aufgabe wahrzunehmen. Sie hatten die noch ausstehende Tempelsteuer einzuziehen, weil von ihr die täglichen Sühnopfer des folgenden Jahres bezahlt wurden.

Damit stellte aber Jesu Vorgehen gegen die Geldwechsler in den Augen aller gläubigen Juden einen *elementaren* Angriff auf die Darbringung der individuellen und kollektiven Tempelopfer dar. Das wiederum macht verständlich, weshalb Jesu Angriff gegen die Geldwechsler zwangsläufig als Angriff gegen den Opferkult verstanden werden musste – nicht nur auf Seiten des „einfachen Volkes“, sondern auch bei den Schriftgelehrten und der gesamten Jerusalemer Priesterschaft.

Was war wohl der tiefste Grund dafür gewesen, dass Jesus sich im Tempel so aggressiv verhalten hatte?

Wenn wir uns an den ältesten Bericht halten, den wir im 12. Kapitel des Markus-Evangeliums vor uns haben, dann wurde Jesus in den Tagen seines letzten Jerusalemer Aufenthalts von einem durchgehenden Anliegen bewegt: Die Menschen sollten begreifen, dass Gott von ihnen etwas anderes erwartete als was sie ihm bislang im Tempel „abliefern“. Israels Situation glich in Jesu Augen einem Weinberg, der von Winzern (d.h. Priestern und Theologen) bearbeitet wurde, die dem eigentlichen Besitzer nicht nur seinen Anteil vorenthielten, sondern die sich den Weinberg am liebsten selbst aneignen würden (Mk 12,1-12).

Oder mit gegenwärtigen Augen gesehen und in heutiger Sprache ausgedrückt: Jesus hatte sich deshalb so entschieden gegen die Art und Weise gewandt, wie die Menschen seines Volkes unter Leitung der Jerusalemer Priesterschaft *im Tempel* ihren Glauben praktizierten, weil es nach seiner

innersten Überzeugung einzig auf die Liebe ankommt, aus der heraus wir handeln und die wir bei unserem Tun einsetzen. Denn einzig sie hat Dauer, wenn im Tod nicht sowieso alles aus ist.

Der Einsatz *dafür* hatte Jesus letztendlich das Leben gekostet – und zwar aus einem doppelten Grund:

a) Die Wahrheit, auf die es Jesus angekommen war und die er seinem Volk vermitteln wollte, lässt sich auch in bester Absicht keinem Menschen *mit Gewalt* nahe bringen. Und

b) Jesus musste sich der Auseinandersetzung stellen, die er selbst hervorgerufen hatte. Denn wer hätte ihn jemals noch ernst genommen, wenn er nach seiner Provokation geflohen wäre?

Damit war das Leben Jesu freilich noch nicht am Ende. Und deshalb würde ich gerne noch ganz kurz danach fragen, was eigentlich Ostern bedeutet, wenn wir das Leben Jesu mit gegenwärtigen Augen betrachten.

G

Es liegt ohne Zweifel nahe, auch die Ostererzählungen, mit denen alle Evangelien ihren Bericht von Jesu Leben abschließen, tiefenpsychologisch zu interpretieren – als Phantasien, die von Jesu Jüngerinnen und Jünger zu Hilfe gerufen wurden, um den schmerzlichen Verlust ihres geliebten Meisters weniger bedrohlich zu machen, denn schließlich hatten sie aus der Gemeinschaft mit ihm einen ganz neuen Sinn und Halt für ihr Leben gefunden.

Eine derartige Erklärung ist gewiss möglich – ja sie bietet sich durch die Art und Weise, wie das Matthäus-Evangelium mit dem Problem des leeren Grabes Jesu umgeht, geradezu an! (Bedrängt durch das spätere Gerücht, Jesu Jünger hätten Jesu Leichnam nur gestohlen [Mt 28,13-15], phantasierte die matthäische Gemeinde die offizielle Bewachung des Grabes Jesu durch römische Soldaten [Mt 27,62-66] und die *beobachtete* Öffnung des Grabes durch einen vom Himmel herabkommenden Engel, bei dessen Erscheinen die römischen Wächter wie tot zu Boden gestürzt wären [Mt 28,1-4].)

Was – meines Erachtens! – eine derartige psychoanalytische Deutung nicht empfiehlt, ist vor allem folgende Überlegung:

Jesus war ja keineswegs der einzige gewesen, der in der damaligen Zeit im jüdischen Volk als Lehrer aufgetreten *und* aufgefallen war, der Menschen um sich versammelt hatte und zuletzt umgebracht worden war. Das widerfuhr auch dem sogenannten Lehrer der Gerechtigkeit, dem Gründer von Qumran, oder auch Johannes dem Täufer. Und dennoch waren weder die Qumranleute noch die Jünger des Täufers auf die Idee gekommen, in aller Öffentlichkeit zu verkünden, ihr Meister sei von Gott auferweckt worden. Eine solche Botschaft lag keineswegs in der Luft. Ja, sie war eigentlich undenkbar und von vornherein unglaubwürdig, weil alle in Israel, soweit sie überhaupt mit der Totenauferweckung rechneten, an eine *kollektive* Auferweckung glaubten – weshalb es durchaus verständlich ist, dass – wiederum! – die matthäische Gemeinde phantasierte:

„Die Gräber öffneten sich [nachdem bei Jesu Tod der Vorhang im Tempel entzwei riss, die Erde bebte, und die Felsen sich spalteten], und die Leiber vieler Heiligen, die entschlafen waren, wurden auferweckt. Nach der Auferstehung Jesu verließen sie ihre Gräber, kamen in die Heilige Stadt und erschienen vielen.“ (Mt 27,51-53)

Dass ein einzelner vorweg auferweckt werden könnte – das war undenkbar und bot sich daher auch kaum an, das erlittene Geschehen weniger bedrohlich zu machen.

Aus diesem Grunde würde ich Ihnen gerne eine andere, ja ebenfalls mögliche „Lesart“ der neutestamentlichen Osterberichte vorschlagen.

Den Schlüssel zum Ganzen bildet Jesu letztes Mahl, in dessen Verlauf Jesus den Seinen auf ganz außergewöhnliche Weise dokumentierte, wie sehr er ihnen gehörte – „Nehmt, das ist mein Leib!“ (Mk 14,22) – , und an dessen Ende er seinen Blick ganz deutlich nach vorn richtete – auf das große Mahl im vollendeten Reich Gottes (Mk 14,25)! Dadurch schenkte er ihrer Gemeinschaft eine neue, zukunftssträchtige Dimension – getragen und garantiert von jener zeit- und grenzenlose Liebe, die im Vollzug dieses letzten gemeinsamen Mahles von Jesus her auf- und eingebrochen war.

Angerührt von dieser Liebe hatten „Maria aus Magdala, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome“ (Mk 16,1) keine Ruhe gefunden, so dass sie sich so bald wie möglich auf den Weg machten, den Leichnam ihres geliebten Meisters zu salben. Die innere Aufruhr aber, in der sie sich nun schon seit Tagen befanden, brachte sie an den äußersten Rand ihrer Existenz – und eben so kamen sie mit jener Wirklichkeit in Berührung, die nach meiner Überzeugung, wie Sie ja wissen, „jenseits“ von uns ist und unserem Leben seine eigentliche Höhe oder Tiefe verleiht. Sie aber nahm nun „im Herzen und im Kopf“ dieser drei Frauen die bis dahin einzig *denkbare* überzeugende Form an: Die Gestalt eines engelgleichen himmlischen Boten, der sie in ihrem Tiefsten überzeugte: ihr Jesus *lebt*, und er wird sich ihnen dort zeigen, wo sie auch früher glücklich waren: In Galiläa (Mk 16,5-7).

Darüber im Kreis der übrigen Jüngerinnen und Jünger öffentlich zu sprechen war für diese drei Frauen aber zunächst ebenso unmöglich, wie es für viele Menschen in der Vergangenheit unmöglich war, von dem zu berichten, was sie im Moment ihres Nahtoderlebnisses erlebt hatten: „Da verließen sie das Grab und flohen; denn Schrecken und Entsetzen hatte sie gepackt. Und sie sagten niemand etwas davon; denn sie fürchteten sich.“ (Mk 16,8)

Als sie dann aber ihre Sprachlosigkeit überwunden hatten und so zu den ersten Boten von Jesu Auferweckung wurden, veränderte sich die geistige Situation der übrigen Jünger in entscheidender Weise: Hatte man in Israel bis dahin nur die kollektive Auferstehung erwartet, wurde jetzt die „vorzeitige“ individuelle Auferweckung Jesu und damit *die Fortsetzung ihrer bisherigen Gemeinschaft* plötzlich denkbar. Oder anders ausgedrückt: Jenes grenzüberschreitendes Erleben, das verschiedene Frauen und Männer im Jüngerkreis Jesu gleichermaßen gehabt hatten, da Jesu Tod sie innerlich an die äußerste Grenze ihrer Existenz gebracht hatte und das ihnen die Gewissheit vermittelt hatte: „Unser“ Jesus wurde uns durch den Tod keinesfalls geraubt! Er ist auch heute noch ganz real für uns da! – dieses innere Erleben wurde den Betroffenen in der Weise bewusst, die für sie jeweils denkbar war: zuerst in der Form des himmlischen Boten, der das Unvorstellbare denkbar machte, und dann in der Weise, die diese Botschaft bestätigte, d.h. im Bild des Auferweckten selbst, der freilich oftmals erst mit der Zeit erkannt wurde.

Es war jene uns umgreifende und übersteigende Wirklichkeit gewesen, die einzelne von Jesu Jüngerinnen und Jünger in einer *begrenzten* Zeit besonders intensiver Spannung erlebt hatten. Sie hatte in ihnen die Gewissheit hervorgerufen: Jesu Tod war nicht das sinnlose Ende seines Lebens und ihrer Gemeinschaft gewesen – und diese Gewissheit dachten sie in den unterschiedlichen Bildern, die ihnen ihr Herz und ihr Kopf anboten. Mit ihrer Hilfe erzählten sie einander ihre Gewissheit und ordneten so das Chaos am Ende ihrer Gemeinschaft mit Jesus.

H

Was könnte also gerade mit heutigen Augen gesehen den Wert und den Gewinn des Lebens Jesu ausmachen, dessetwegen es für uns Menschen insgesamt ein Verlust wäre, würden wir mit der Zeit das Leben Jesu aus den Augen verlieren?

1. Jesus verdeutlicht, von welcher grundlegender Bedeutung es für unsere Weltsicht ist, ob und wenn ja welchen Raum wir ganz allgemein der Anklage in unserem Fühlen, Denken und Planen überlassen; denn solange wir irgendwelche Anklagen in uns und mit uns „herumtragen“, wird unsere Aufmerksamkeit durch Negatives und Misslungenes im Leben abgelenkt oder gar ganz blockiert.

Sind wir aber bereit, darauf zu vertrauen, dass dem Leben insgesamt die Vollendung geschenkt wird, weil daraufhin alles angelegt ist, dann werden wir viel leichter in *unserer* jeweiligen Welt die Möglichkeiten erkennen, die eine „heile Welt“, biblisch gesprochen: das Reich Gottes, zur Folge hätten, wenn wir sie *verwirklichten*.

2. Wir sind nach Jesu Beispiel keineswegs gezwungen, einfach zu glauben! Wir haben die Möglichkeit, die Probe aufs Exempel zu machen. Und wie? Indem wir uns im Vertrauen auf Jesu Botschaft mit Freunden und Freundinnen bewusst zusammen tun, um mit- und untereinander jenen

Weisungen entsprechend umzugehen, die Jesus *seiner* Gemeinschaft gab, um in ihr die Gegenwart des Reiches Gottes zu schützen.

3. Wenn wir dann aus solch positiven Erfahrungen die Schwierigkeiten und die Möglichkeiten ernst nehmen, auf die wir bei unserer Lebensgestaltung stoßen, und wenn wir bei deren Lösung *Geduld* haben – im Wissen, Teil einer noch unabsehbaren Entwicklung zu sein – , dann werden wir erkennen und es auch unsere Kinder lehren können, dass dieser Jesus von Nazaret ganz tief Recht hatte, als er mit der Botschaft auftrat: „Die Zeit ist voll, das Reich Gottes ist da!

Kehrt um und vertraut auf das Evangelium!“

Oder in der Sprache der Autofahrer: „Leute, fahrt los! Grüner wird’s nimmer!“

*Dr. Meinrad Limbeck
ist em. Dozent für Biblische Sprachen
an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen.*